

obwohl im Kreis der Germanisten aus Rumänien Bergel sich immer einer großen Popularität erfreut hat.

Das Buch von Renate Windisch-Middendorf ist 2009 erstmals in Klausenburg beim Verlag der Rumänischen Akademie erschienen und erweitert den Weg der möglichen Interpretationen von Hans Bergels Werk und der Darstellung seines Lebens für die rumänische Germanistik, es bietet interessante Gesichtspunkte der Analyse an; zudem ist die Sprache des Buches ein anspruchsvoller Ausdruck der wissenschaftlichen Forschung.

Als DAAD-Lektorin und Dozentin an verschiedenen Goethe-Instituten und Hochschulen (zuletzt 2008, an der Babeş-Bolyai Universität, Klausenburg Rumänien) gilt die Autorin des Buches *Der Mann ohne Vaterland, Hans Bergel* als eine bedeutende und gewissenhafte Forscherin über Leben und Werk von Hans Bergel und verfügt auch über eine reiche Praxis journalistischer Tätigkeit, so dass ihre Feststellungen als begründet und wertvoll betrachtet werden können.

Im Jahre 2003 habe ich mich im Rahmen meiner Masterstudien mit den Werken von Hans Bergel auseinandergesetzt; damals habe ich meinen Untersuchungen den folgenden Titel gegeben: *Übersetzung als Tanz in Ketten. Aspekte der Übertragung des Romans von Hans Bergel ins Rumänische*. Für die Unterstützung meiner Theorie habe ich sehr viele Werke der Sekundärliteratur gefunden, aber eben eine solche Annäherungsweise an den Autor, wie sie das Buch von Renate Windisch-Middendorf bietet, wäre damals für mich von großer Hilfe und Wichtigkeit gewesen. Aus diesen Gründen empfehle ich das Buch auch den Germanistik-StudentInnen an dem Departement für Deutsche Sprache und Literatur aus Klausenburg. Das Buch von Renate Windisch-Middendorf öffnet neue und vielfältige Wege der germanistischen Forschung, deswegen hat die hiesige Buchbesprechung die Absicht, die Aufmerksamkeit auf ein solches Werk zu lenken, welches der Bergel-Forschung aus Klausenburg und Rumänien als Ansporn dienen kann.

Cluj-Napoca

ANITA SZÉLL

WOLFGANG DAHMEN, PETRA HIMSTEDT-VAID, GERHARD RESSEL (Hrsg.): *Grenzüberschreitungen. Traditionen und Identitäten in Südosteuropa. Festschrift für Gabriella Schubert* (= Balkanologische Veröffentlichungen, Band 45). Wiesbaden: Harrasowitz Verlag 2008. VIII, 698 S. ISBN 978-3-447-05792-9.

Die Herausgeber dieser voluminösen Festschrift spielen in ihrem Vorwort mit Blick auf das suggestive Titel-Schlagwort „Grenzüberschreitungen“ – sicherlich auch in Anlehnung an die sprachliche Herkunft der Jubilarin – auf die Filiation von ungar. *határ* „Grenze“ an. Die Jubilarin hat in ihrer Dissertation von 1982 u.a. dieses Wort als Beleg für ungarische Einflüsse auf die Terminologie des öffentlichen Lebens der Nachbarsprachen aufgelistet (vgl. S. III). Allerdings findet sich dieses Wort in einer der unmittelbaren Nachbarsprachen, in Siebenbürgen (ungar. *Erdély*, rumän. *Ardeal*), wo bekanntlich eine der größten ungarischen Minderheiten lebt, gerade nicht: die „Grenze“ zwischen dem ungarischen Ort Ártánd und dem rumänischen Borş, die man heute – in Erinnerung an alte Zeiten – mit dem Auto unbekümmert passiert,

heißt auf Rumänisch *graniță*, ist also slawischer Herkunft. Dagegen geht der „Zoll“, rumän. *vama*, vermutlich auf den grenznahen Verkehr zurück, auf ungar. *vám*.

Nun wird man sich wohl kaum auf eine völkerpsychologisch unterlegte Spekulation über eine mögliche Bevorzugung des slawischen Terminus gegenüber der gerade in Transsylvanien Jahrhunderte langen ungarisch-rumänischen (früher auch deutschen) Sprach-Kontaktsituation einlassen, um auf die etwa in Cluj-Napoca/Kolozsvár überall auf der Straße hörbaren ungar. Elemente eigens hinzuweisen. Oder war es die kulturelle Überlegenheit des Magyarischen, die den Rumänen den Stadt-Begriff, mit der ‚Sache‘ selbst, also rumän. *oraș*, entsprechend ungar. *város*, geschenkt hat? Ergänzend zu ungar. *határ* wäre noch auf die Bedeutungsverbesserung des Wortes im Rumänischen hinzuweisen, das als denominale Ableitung zur ungar. Basis das Verb *a (se) hotâri* „entscheiden, bestimmen“/„sich entscheiden“ gebildet hat, das auch über das siebenbürg. Rumänische hinaus zur rumänischen Norm gehört. Soweit kurz zum *Vorwort* des Bandes, das in knapper Form einerseits die Forschungsfelder der Jubilarin nachzeichnet (vgl. das Schriftenverzeichnis, S. 7ff., 169 Titel), andererseits ein knappes thematisches Raster der 55 Beiträger dieser Festschrift bietet.

Die Beiträge sind – einfachste Methode – alphabetisch nach den Namen der Beiträger gereiht. Möglicherweise sind die (verdienstvollen) Herausgeber vor dem Problem einer Zusammenstellung nach Themenbereichen zurückgeschreckt. Dass eine solche Anordnung schwierig ist, erklärt sich aus dem Faktum, dass viele der Beiträge entweder in thematischer Hinsicht, oder auch vom methodischen Zugriff her, gemeinsame Schnittmengen haben; andererseits ist – nicht nur wegen der großen Anzahl der Beiträge – keine inhaltlich eindeutige Abgrenzung der einzelnen Beiträge untereinander möglich, eine ganze Anzahl wiederum steht für Einzel-Themen. Rez. hat eine Aufteilung in folgende Themenbereiche versucht, nach Anzahl der jeweiligen Aufsätze: Sprachwissenschaft/Sprachpolitik (13), z.B. Anna KRETSCHMER, „Slaveno-serbisch – Zeitalter der Aufklärung im serbischen Kulturparadigma“, S. 314–326; Jürgen KRISTOPHSON, „Naive Sprachbetrachtung in Südosteuropa“, S. 327–337; Joachim von PUTTKAMER, „Magyarisierung! Sprachliche Assimilation und nationale Mobilisierung in Ungarn um 1900“, S. 480–493; Imagologie/Aberglaube/Gebrauche (z.B. Petra HIMSTEDT-VAID, „Das Bild des ‚Zigeuners‘ im südslawischen Volkslied“, S. 158–181; oder Thede KAHL, „Vögel im Volksglauben. Mündliche Überlieferungen aus Nordwestgriechenland“, S. 233–246); nationale Selbstfindung/Identität (8); Nationalgeschichte/aktuelle politische Situation (6); Sozialgeschichte in oraler Überlieferung (5); Literatur/Narratologie/künstlerische Orientierungen (5); national-politische Strömungen, gespiegelt in der Literatur (4); Geschichte einzelner Länder/politische Strömungen/Religion und Nation (3); damit wären 44 Beiträge, also die überwiegende Mehrzahl, zu unterschiedlichen thematischen Rubriken geordnet, die restlichen 11 Beiträge erlauben keine Zusammenstellung und wären jeweils unter Begriffen wie Theater, Soziologie, Regionalgeschichte, Demoskopie, Wissenschaftsgeschichte, Präsentation der Frau in den Medien usw. getrennt aufzulisten. Belassen wir es bei der Anordnung der Herausgeber. Vielleicht ist eine Aufzählung der eingesetzten Sprachen von Interesse: das Deutsche überwiegt mit mehr als 40 Beiträgen, es folgt das Slawische (Serbisch, Slowenisch) mit sieben Beiträgen, das Englische mit drei und das Rumänische mit einem Beitrag von Eugen MUNTEANU, aus der Siebenbürgen-fernen Moldau, „Unificarea vechii române literare“ [Die Vereinheitlichung

der altrumänischen Literatursprache], S. 407–411; aus derselben Stadt/derselben Schule: Luminița Fassel, „Zur sprachgeschichtlichen Methodik: Altes und Neues bei der Begriffsbestimmung des Vulgärlateins. Coseriu und die Jassyer Sprachwissenschaft“, S. 117–130. Hier ist die Sprachkompetenz des Lesers gefordert, der sich (wie der Rezensent) z.B. im serbisch geschriebenen Beitrag von Ljubinko RADENKOVIĆ (S. 494–498) dank der dt. Kurzfassung (S. 497) „Über die Vorstellungen vom Schicksal im Volksglauben der Slawen“ kursorisch informieren kann. Nach der Auflistung der verwendeten Sprachen bliebe noch ein kurzer Verweis *über* die Sprachen, *über* die Länder, die in die Diskussion einbezogen sind: Albanisch/Albanien, Bulgarisch/Bulgarien, Dalmatien, Griechisch/Griechenland, Polnisch/Polen, Slawisch (Serbisch/Slowenisch/Kroatisch, mit den entsprechenden Nationalstaaten), Mazedonien, Rumänisch/Moldau, Banat, Ungarn. Dieser Sprachen- und National-Vielfalt entsprechen die Verweise bzw. die inhaltlichen Bezüge auf die Konfessionen, in der Mehrzahl die Orthodoxie, dann die Katholiken sowie die osmanisch-islamischen Türken. Die Vielzahl der vorgestellten ethnisch-sprachlichen Minderheiten oder -Gruppen, wie etwa die „Rudari in Serbien“ (Corinna LESCHBER, S. 338–351) – können hier nicht weiter aufgelistet werden. Bleibt noch der Hinweis auf die Nationalität der Beiträger: sie deckt sich weitgehend mit der Sprache der Texte bzw. mit den Sprachen/Ländern, *über* die berichtet wurde, z.B. Attila PALÁDI-KOVÁCS („István Györffy – der ungarische Forscher in der Dobrudscha und in Kleinasien“ (S. 439–446) oder Pandeli PANI zum Albanischen (*infra*)).

In Anbetracht der zahlreichen Beiträge aus einem thematisch weitgespannten Feld kann eine Rezension eines derart umfangreichen Sammelbandes lediglich exemplarisch, nach Gusto des Rez., nur einige wenige Beiträge erfassen, so etwa den von Vesna CIDILKO: „Über sich und die Anderen – zum Tagebuch von Aleksandar Tišma aus imagologischer Sicht“ (S. 32–47). Hier wird an die widersprüchliche, gespaltene Haltung des serbischen Schriftstellers Tišma zu einem Deutschland vor dem II. Weltkrieg mit seiner kulturell-bürgerlichen Einstellung zu gemeinsamen deutsch-jüdischen Werten und deren Einfluss auf Tišmas eigene literarische Arbeit erinnert. Andererseits sah Tišma Zeit seines Lebens ‚die guten Deutschen‘, vor allem vor 1989, in der DDR; bis zu seinem Lebensende habe er sie in ihrer politischen Einstellung und geistigen Tätigkeit aber immer noch irgendwo zwischen Goethe und Hitler eingeordnet (S. 34/35). War er nun ein Serbe, oder wo sah er sich selbst unter den ungarischen, slowenischen oder kroatischen Ethnien im früheren (Groß-)Serbien, das durch die „Schuld“ der Deutschen, genauer: wegen Genschers Außenpolitik, in ein Slowenien und Kroatien aufgeteilt worden sei? (S. 34) Überlebt hier eines der gern kolportierten ‚images‘? Bleibt bei Tišma dennoch – trotz Verweis auf den deutschen Antisemitismus, Judenverfolgung und Krieg – immerhin die dt. Literatur mit ihrem wesentlichen Einfluss auf sein dichterisches Schaffen? Haben ihm die Deutschen nicht auch seine Romane, z.B. *Upotreba čoveka/Der Gebrauch der Menschen*; *Koje volimo/Die wir lieben*, 1996, oder *Reise in mein vergessenes Ich*, München-Wien, 2003 ‚abgekauft‘ und verlegt? Die Verf. Cidilko kann die letztlich unversöhnliche, zwischen Zuneigung zur dt. Kultur und dem Rückblick auf dt. Verbrechen in den Tagebuch-Bekanntnissen Tišmas schwankende Haltung nicht zu einem überzeugenden Bild aufhellen, wenn die kontrovers geprägte Einstellung des Autors entsprechend seiner politischen Einstellung gegenüber allem Deutschen überwiegt.

Ganz anders der Blickwinkel von Horst FASSEL, der diesmal einen deutschsprachigen Literaten und Dramaturgen unter Deutschen selbst betrifft: „Von Polen auf den Balkan. Franz Theodor Csokors Exil“ (S. 102–116). Fassel zeichnet hier den Weg eines österreichischen Dramatikers und Regisseurs während unglückseliger Zeit nach. Csokor wurde in Wien geboren (1885, wo er 1969 starb) und lernte über seinen Vater, der aus der Wojwodina stammte, die Vielvölkergebiete der k. k.-Monarchie kennen. Nachdem er 1936 in Wien ein bekanntes polnisches Drama aufgeführt hatte, konnte er 1938, nach der „Heimkehr Österreichs ins Reich“, nach Polen fliehen. Zur Verdeutlichung: Csokor war nicht jüdischer Herkunft, das Motiv zur Flucht war durch sein ästhetisch eindeutiges Verständnis von Theaterkultur und Literatur bestimmt, womit er sich von vornherein der Nazi-Propaganda widersetzte. Ironie des Schicksals, gerade Polen war eines der ersten Länder, das unter den heraufziehenden Kriegsterror der Nazis fiel. Csokor musste Polen bald wieder verlassen, in Richtung Rumänien, dessen Romanität ihn wohl kaum geprägt und ihm auch keine Gelegenheit für eine Umsetzung seiner dramaturgischen Arbeit auf rumänischen Bühnen geboten haben dürfte – trotz der damals noch starken deutschen Minderheiten in den beiden Ländern: „Die Judenpogrome in Rumänien, die Verfolgung von Ausländern haben zu dem Entschluss, wieder zu fliehen, zweifellos beigetragen“. Fassel verweist hier (S. 105) auf eine dunkle Phase der rumänischen Geschichte, die bis heute literaturgeschichtlich nicht aufgearbeitet ist. Auch in Rumänien vertreiben ihn die zurückweichenden Nazis und das Wüten des rumänischen Faschismus, die „Eiserne Garde“. Csokor flüchtete erneut über Belgrad und kommt bereits 1946 wieder nach Wien zurück. Seine Arbeit als Schreiber von Bühnenstücken und als Schriftsteller während der Jahre 1938–1945 schließen sich, so Fassel, nach Stoff und Form dem an, was die Besonderheit vieler Exilautoren ausmache, so in Csokors „Zeuge einer Zeit. Briefe aus dem Exil 1933–1950“ (München: Langen-Müller, 1964): Der meistens gescheiterte Versuch, in der sprachlich-kulturell fremden Flucht-Heimat Fuß zu fassen. Ein weiteres Beispiel, das Fassel im Abschnitt „Die Feind-Bilder in Prosa und Drama“ (S. 108/09) behandelt, bezieht sich auf Csokors „Als Zivilist im Balkankrieg“ (1947, Wien), wo die Struktur dieses Reportagebuchs symptomatisch sei für die „der traditionelle(n) serbische(n) Gemeinschaft, die Menschlichkeit und Vernunft weiterhin“. – Ein Hoffnungsschimmer? Man denkt unwillkürlich an den Balkankrieg der 80er Jahre.

Handelt es sich hier um ein auf dunkler Erinnerung beruhendes Bild von Serbien, das er möglicherweise seinem Vater verdankt? Wie Fassel moniert, leitet er daraus aber keine weitere politische Erkenntnis ab (S. 108). In zwei weiteren Abschnitten, „Die Symbole der Lyrik“ (S. 109–110) und „Die antiken Mythen und historischen Stoffe als Modelle menschlicher Sinngebung“ (S. 110–113) bietet Fassel eine themen- und literaturgeschichtliche Einordnung Csokors, für den sich als Exilant weder in Polen oder in Rumänien die Hoffnung erfüllte, mit seiner literarischen Produktion Fuß fassen zu können (S. 105). Für Fassel konnte auch Csokors auf einer griechisch-antiken Vorlage beruhendes Odysseus-Drama „Kalypso“, das nach dem Kriege erschien (1946 im Selbstverlag gedruckt; Hamburg, 1954) nicht zu einem „Paradigma des Exils“ werden, zu einem „Ausweg aus dem Grauen“ (S. 111). Es gehöre in eine *Rezeptionslücke*, als „den üblichen Gegebenheiten in jedem Land (...). Es war nicht voraussehbar, dass man gerade die Autoren [im Exil] rezipierte, die dann auch Hilfe

notwendig hatten“ (S. 115). Laut Fassel hat „die Kunst ihre eigenen Gesetze, und sie beschränkt sich nicht darauf, was für Csokor wichtiger war als die ästhetische Perfektion: er wollte als Vertreter eines ethischen Theaters in Erinnerung bleiben, was man als Theaterkenner durchaus anzuerkennen vermag“ (S. 115). So bleibt von Csokor wenigstens die Nennung im Band *Deutsche Literatur im Exil. Texte und Dokumente* (Reclam 9865, Stuttgart, 1977, S. 459–460). Selbstverständlich wird man bei Interesse für Csokor auf die fundierte Darstellung von Fassel und der in seiner Bibliographie angeführten Literatur zurückgreifen.

In eine ganz andere Welt und in einen näheren Zeitraum führt der Beitrag von Harald HEPPNER „Tradition und Identität im Dorf. Eine aktuelle Bestandsaufnahme über das rumänische Banat“ (S. 151–157). Heppners Beitrag ist das Ergebnis eines vom österreichischen „Bundesministerium für Auswärtige und Europäische Angelegenheiten“ (vgl. S. 151, Anm. 3) geförderten Projektes zur Beschreibung und Bestandsaufnahme der „Dynamik ökonomischer Entwicklungen im frühen 21. Jahrhundert“, an dem, unter seiner Leitung, auch rumän. Experten beteiligt waren (2003–2007). Hier wird der Nachweis erbracht, dass die dörflichen Lebensräume immer mehr verstädtern und dass der ländliche Boden auf der Suche nach wirtschaftlich relevanten Ressourcen zum Objekt zweifelhafter finanzieller Strategien geworden ist. Deshalb wird „das Dorf als Symbol für Tradition und als Quelle von Identität wie nie zuvor der sozio-kulturellen Einebnung durch die Stadt ausgesetzt“ (S. 151) – eine aus soziologischer Perspektive kompakte Prognose der zunehmenden Dorf-Stadt Verschiebung, die den verklärten Träumen gestresster Städter von einem romantischen Landleben in der Alltagswirklichkeit aber entgegensteht. Sucht man auch heute noch Spuren dieser (meist imaginär geprägten) Dorf-Romantik auf dem Balkan, etwa in Rumänien, sollte man in die Dörfer der Maramuresch gehen oder auf die Höhen der Karpaten. Ob das Leben für die dortigen Bewohner allerdings so ‚romantisch‘ ist, wie es der fremde Betrachter sieht, bleibt dahingestellt. Diesen Aspekt zu vermitteln war freilich nicht das Ziel der Untersuchung Heppners.

Erfreulich ist die Förderung durch eine österreichische Behörde. Man erinnert sich an die frühere Zugehörigkeit des Banats zur Monarchie und an die wirtschaftliche Bedeutung vor allem der Metall-Minen im Banater Bergland für Wien. Heppner, österr. Historiker, mit Lehrtätigkeit auch in Rumänien, gibt darüber keine weitere Auskunft. Unabhängig davon darf man eine solche Förderung im Rahmen der genannten ‚auswärtigen und europäischen Angelegenheiten‘, in die Österreich seine einstigen Kronländer (die nach dem Vertrag von Trianon, 1920, zwischen Rumänien, Ungarn, Jugoslawien/Serbien, Slowenien, Kroatien und Tschechien aufgeteilt wurden) einbezieht, als vorbildlich für eine heutige europäische Zusammenarbeit bezeichnen. Man wird Wien wohl nicht einer walzerseligen Rückkehr in frühere k. k.-Kronländer verdächtigen, da sich nicht nur österreichische Forscher dieser Förderung erfreuen: so z.B. auch im weitesten Sinne von „grenzüberschreitend“ wie beispielsweise das „Forum Rumänien“ (Frank-Timme-Verlag, Berlin; hier im Bd. nicht erwähnt), das durch das „Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung“ (Wien) unterstützt wird. Man wird den österreichischen Ministerien daher uneingeschränkt Anerkennung aussprechen für ihre Förderung aktueller soziologisch-demoskopischer Forschung, wie hier im Falle des Banats. Selbstverständlich bedeutet jede Forschung, die sich – thematisch – auf eine aktuelle politisch-ökonomische Perspek-

tive einstellt, immer wieder die Berücksichtigung auch historischer Bedingungen. Allerdings wird man die Geschichtsforschung – im Sinne der für den vorliegenden Band thematisch konzipierten Grenzüberschreitung keineswegs als die einzig legitimierte Disziplin gegen ‚das Vergessen‘, oder für eine moralisch unterlegte ‚Wiedergewinnung der Erinnerung‘ in Anschlag bringen. Unter Bezug auf die „Oral-History-Recherche“ versucht Heppner Auskünfte aus dem Erinnerungsvermögen seiner (dörflich-ländlichen) Informanten zu bekommen, trotz seiner Bedenken, „dass die Erinnerungsfähigkeit an weiter zurückliegende Details zwangsläufig lückenhaft gewesen ist“ (S. 153). Um was geht es? Für den ländlichen Raum des Banats gilt (seine Hauptstadt Temeschwar/rumän. Timișoara ist per definitionem nicht einbezogen), dass für die ländliche Bevölkerung gerade nach 1945 „Haus, Hof und Familie“ und die „Rolle des Alltags im Dorf weiterhin ihren ‚Stellenwert‘“ (S. 152) behalten habe – für eine historisch gewachsene Landbevölkerung keine überraschende Feststellung. Für den Autor zählt zu den „bemerkenswertesten Resultaten der Recherche (...), dass die Periode des Kommunismus im Rückblick auf dem Land weit weniger als Bruch mit der Tradition begriffen wird als die Folgen der Transformation seit 1990“ (S. 153). Möglicherweise ist dieses Resultat nur aus einer politischen Distanz des Betrachters heraus bemerkenswert; eher scheint es der Achtung der gewöhnlich konservativ eingestellten Landbevölkerung gegenüber der Obrigkeit geschuldet; vielleicht war nach 1945 unter dem gegebenen ideologischen Druck auch keine andere Einstellung erlaubt. Aus der Untersuchung geht nicht der rumänische Anteil der Bevölkerung hervor, für die 1945 offensichtlich keinen auffallenden „Bruch mit der Tradition“ darstellte, waren sie nun doch die politisch dominanten Staatsbürger im neu geformten Rumänien? Aber bedeutete die Enteignung von Haus und Boden, nach 1945, tatsächlich für alle Banater, unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit, keinen [wenn auch nur in der Erinnerung vollzogenen] Bruch mit der vorangegangenen Tradition, die gnadenlos als kapitalistisch, als (rumän.) ‚burghez‘ verschrien war? In der Tat scheint der Versuch, in die „Erinnerungsräume“ (Aleida Assman, Verweis Verf. S. 154, Anm. 5) älterer Menschen einzudringen, wie Heppner mit seiner Recherche belegt, erfahrungsgemäß immer nur zu vielfältig deutbaren Auskünften zu führen. Heppners Untersuchung bestätigt ein auch aus anderen Untersuchungen bekanntes psychologisches Moment, nämlich „dass sich die Befragten hauptsächlich in der Abfolge von Generationen wahrnehmen und identifizieren“; komme aber „ein das Dasein in der Gegenwart markant bestimmender Wandel hinzu, wird die Zeit vor dessen Auftreten summarisch erfasst („früher“), wodurch die Zeit der Kinder- bzw. Enkelgeneration als Gegenwelt („jetzt“) fungiert“ (S. 153).

Aus allgemeiner Erfahrung in Bezug auf die Anforderungen, die man an das „kulturelle Gedächtnis“ (A. Assmann) des Einzelnen an das nationale Selbstbewusstsein stellen kann, sei die schlichte Frage erlaubt: wissen um 1989 geborene rumänische Jugendliche noch um die rumän. *origine sănătoasă*, d.h. die „gesunde Herkunft“ ihrer Eltern als soziales Kriterium für die Zulassung beispielsweise zu einem Studium? Wissen Berliner Schüler noch, wo die Mauer stand, was das Jahr 1989 für Deutschland bedeutet, die Älteren gar, was es mit 1933 auf sich hatte? Heppner endet schließlich mit einem versöhnlichen Fazit, das über seine empirisch abgesicherte Recherche hinaus auch gewissen imagologischen Sentenzen Rechnung trägt, wenn er bestätigt, dass es für die Banater nach wie vor normal sei, „Personen anderer Sprachen

und auch Konfession zu Nachbarn zu haben; von den Befragten sind keinerlei nationalistische Vorstellungen artikuliert worden“ (S. 155). Bleiben noch die (längst) ausgewanderten Deutschen/Banater-Schwaben, denen laut Heppners Auskunft „ein gewisser Respekt zugebilligt [wird], weil sie für andere Ethnien teilweise Vorbildcharakter eingenommen hätten“ – zweifellos gilt diese positive Einschätzung auch für die ausgewanderten Siebenbürger-Sachsen – insgesamt ein Lob deutscher Tüchtigkeit, auf die heute manche Rumänen im Gespräch mit Deutschen noch anspielen, Tugenden, denen man als Deutscher angesichts ihrer zweifelhaften Umsetzung in Deutschland selbst nicht durch erstauntes Nachfragen widersprechen möchte.

Im ironisch-sarkastischen Titel des Beitrags „Bereits die Illyrer wollten in die EU und die NATO“. Albanische Identitätsdiskurse im Kontext der Integration in die euro-atlantischen Strukturen“ von Pandeli PANI (S. 447–459) spielt der Autor einerseits auf eine historisch absurde Kontinuität aus grauer Vorzeit als Beleg für eine heutige albanische Identitätsfindung an, andererseits gibt er eine kritische Übersicht über (vermeintlich) verpasste Chancen einer nationalen, ethnischen Selbstbestimmung der Albaner. Die lange Abschottung, ja Isolierung des Landes vom Rest Europas durch Enver Hoxha unter dem Schirm einer rigiden kommunistischen Ideologie hat in der Tat die politisch-soziale Anpassung an Europa verhindert. Aber können sich die heutigen Albaner auf jene Illyrer, von denen wir nur wenig wissen, als ihre Vorfahren berufen? Oder war der Wille der Albaner zur staatlichen Selbstfindung doch nicht so vehement, so altherwürdig? Was war aus der Berufung auf jene – imaginären – Vorfahren in heutigen Tagen noch zu erwarten? Der Autor verweist auf den albischen Schriftsteller Ismail KADARE (*Identiteti evropian i shqiptarëve* [Die europäische Identität der Albaner], 2006), für den jene illyrische Filiation außer Zweifel zu stehen scheint (vgl. Pani S. 447, 458): gerne wird man den Albanern den Ruhm lassen, „eines der ältesten Völker des europäischen Kontinents“ zu sein, wie Kadare uns berichtet (vgl. Pani S. 447; Kadare beruft sich hier – vgl. Pani S. 455 – auf seinen Landsmann Sami Frashëri, der mit seiner für das albanische Nationalbewusstsein eminent wichtigen Schrift *Shqipërija ...* [Albanien ...] von 1899 dieser Ansicht, wie vielen weiteren ‚nationalen‘ Thesen zu populistischer Verbreitung verhilft; möglicherweise hatte er sie mit Berufung auf Franz Bopp untermauert?). Auf jeden Fall darf diese Erkenntnis als eine durch zweifellos gesunden Nationalstolz geprägte Fiktion bezeichnet werden. Allerdings mag man zu seiner folgenden Beweisführung Bedenken anmelden, wenn er doziert, „... wie auch die albanische Sprache von allen großen Linguisten als eine von 10 oder 12 Grundsprachen des Kontinents anerkannt worden“ sei. Der Schriftsteller erklärt nicht, was man unter einer „Grundsprache“ zu verstehen hat – denkt er etwa an das Baskische oder an (noch lebende oder ausgestorbene) indogermanische Sprachen, auch scheint er – nach der Darstellung bei Pani – keinen der „großen Linguisten“ namentlich anzuführen. Meint er die ältere Forschung zum Albanischen, etwa H. BARIĆ, *Albano-rumänische Studien* (1919) oder Norbert JOKL, *Linguistisch-kulturhistorische Untersuchungen aus dem Bereich des Albanischen* (1923)? Zweifellos garantiert die Diskussion um ein „pelagisch-illyrisches“ Substrat und seiner Filiation zum Albanischen und – möglicherweise zu weiteren Balkansprachen – bei spärlichem Sprachmaterial und Fragen seiner typologischen („idg.“?) Zuordnung (vgl. Hans KRAHE, *Die Sprache der Illyrier*, 2 Bde., 1955/1964 oder I. DURIDANOV, „*Thrakisch, Dakisch, Illyrisch*“, in: U. Hinrichs

(Hrsg.): Handbuch der Südosteuropa-Linguistik, 1999, S. 733–759) weiterhin die Beschäftigung mit den Balkan-Sprachen? Als Einstieg in die dunkle idg. Frühgeschichte und die kontroversen Thesen ihrer genetischen Filiation empfiehlt sich die 2009 von Hansbert BERTSCH aus dem Spanischen übersetzte und bearbeitete *Geschichte der Sprachen Europas*, von Francisco R. ADRADOS, Madrid, 2008).

Die sprachgeschichtlich ungesicherte These von Kadare darf man seiner patriotisch-dichterischen Sichtweise zuschreiben. Wichtiger als die Berufung auf die Sprache als Nachweis der ethnisch-nationalen Identität ist nämlich, wie Pani die mentale Konzeption der Albaner nach 1989 beschreibt, ‚die Rückkehr nach Europa‘ – ‚aber nach welchem Europa‘, wie Pani ironisch hinterfragt (454), denn war dieses West- und Ost-Europa während Albaniens kommunistischer Isolation nicht der Feind? Pani zitiert (S. 454) genüsslich *Zëri i Popullit* [Stimme des Volkes] vom 10.9.2001 mit ihrer Losung: ‚Europa ist heute unsere Identität, unser Verbündeter und unser Weg zum Wachstum‘ mit dem Hinweis, dass die Zeitung vor der Wende Zentralorgan der kommunistischen Arbeiterpartei Albaniens war. Diese Rückkehr nach Europa als ‚Rettungsanker‘ (S. 452) scheint auch von unrealistischen Wünschen und Vorstellungen geprägt zu sein, durch die Beschwörung etwa des pelagisch-illyrischen Herkunftsmythus der Albaner (z.B. bei Frashëri, vgl. Pani, S. 455–457: ‚Das Weiterleben und Fortwirken der Mythen aus der Zeit der Rilindja heute‘, d.h. der politischen Bewegung der alb. ‚Wiedergeburt‘ im 19. Jhdt.). Gewiss ironisiert der Autor diese Rückblicke nicht, wenn er sagt (S. 456): ‚Um das imaginäre Damals zur Legitimation des heutigen politischen Handels zu nutzen, ist es wichtig eine Verbindung zwischen heute und der Vergangenheit herzustellen und diese Verbindung symbolisch zu repräsentieren.‘ Als jüngstes Beispiel einer solchen Inszenierung erinnert er an die Feierlichkeiten aufgrund der Einladung zum NATO-Beitritt, April 2007. Man wünscht Albanien die Erfüllung der durch ‚die Rückkehr nach Europa‘ gehegten Hoffnungen.

Aber hat Albanien nur mit seiner Vergangenheit, und sei es nur mit Träumen zu kämpfen? Der Beitrag von Roland SCHÖNEFELD, ‚Vom Traum der Serben. Staatsbildung und serbische Identität‘ (S. 570–586) zeigt eben die Träume von Albaniens direkten Nachbarn um den ‚Konfliktherd Kosovo‘ (S. 583ff.): ‚Die Tatsache, dass in Dayton dem Serbenführer zuliebe darauf verzichtet wurde, den Kosovo in die Friedenslösung einzubeziehen, stellte sich als tickende Zeitbombe heraus‘. Der Autor beklagt das fehlende Interesse, man darf ergänzend sagen: der fehlende politische Wille der internationalen Gemeinschaft, die serbische Regierung zu einer Verständigung, einer Lösung des Problems mit den Albanern zu zwingen. Der Autor verweist auf die bekannten Folgen, die Übergriffe der alb. ‚Befreiungs-Armee Kosovo‘ (UÇK) – ein bis heute schwelender Konflikt: ‚Belgrad wurde zwar die durch eine Resolution des UN-Sicherheitsrats untermauerte Souveränität über das gesamte Staatsgebiet und die Unverletzlichkeit der Grenzen zugesichert, zugleich aber wurde das Kosovo durch eine internationale Verwaltung (UNMIK) und eine Militärpräsenz unter Führung der NATO faktisch von Serbien getrennt‘ (S. 584). Wie im Falle Albaniens lohnt die Lektüre der von Schönefeld aufgelisteten nationalen Träume (Stichwort Amsselfeld) als einen die aktuelle Politik unterschwellig beeinflussenden Faktor zu berücksichtigen (etwa ‚die großserbische Idee‘, S. 572/3). Gingen diese Träume in Erfüllung? Die Antwort laut Verf. (S. 584): ‚Selbst der verblendete An-

hänger des korrupten Milošević-Clans musste erkennen, dass vom großserbischen Traum nur ein verwüstetes, wirtschaftlich und moralisch zutiefst ruiniertes ‚Rumpfserbien‘ geblieben war.“ Wieweit geplatzte Träume zu einer Rückkehr in die Wirklichkeit zwingen, ist offen; es bleiben die „Hoffnungszeichen“, die Verf. als Perspektive für eine junge serbische Generation setzt, für die die „internationale Solidarität (...) die wichtigste Voraussetzung für eine Integration Serbiens in eine westliche Wertegemeinschaft“ wäre (S. 585). Man hegt diese Hoffnung für den Balkan, sicherlich noch weit über ihn hinaus.

Wie steinig der Weg hin zu einer politischen Einigung und Integration in die EU sein dürfte, beleuchtet Holm SUNDHAUSEN in seinem Beitrag „Die Befreiung von Kosovo: Das Ende einer ‚unendlichen‘ Geschichte?“ (S. 632–649). Er schließt nahtlos an die bereits von Pani und Schönefeld umrissene Problematik an, mit einem gewissen Verständnis des außen stehenden Betrachters, wenn er meint, dass man respektieren müsse, wenn die serbische Regierung seit Februar 2008 ihre Botschafter aus den Ländern zurückrufe, die Kosovo als Staat anerkennen (S. 648). Verf. erinnert an die Hallstein-Doktrin, nach der die Bundesrepublik Deutschland zwischen 1957 bis 1968 ihre diplomatischen Beziehungen zu den Ländern abbrach, die die DDR anerkannten; dieses Verdikt betraf gerade auch das frühere Jugoslawien (einschließlich dem ethnisch überwiegend alb. Kosovo): Verf. wünscht den serbischen Wählern und Politikern, dass sie sich „für eine zukunftsfähige Option entscheiden und dass sie weniger Zeit brauchen als die seinerzeitige deutsche Ostpolitik, um sich in der neuen Realität zurechtzufinden“ (S. 649). Ob die Betroffenen selbst dieser Hoffnung uneingeschränkt anhängen?

Eine im weitesten Sinne linguistische Untersuchung über die in den früheren Staaten Osteuropas und teils auf dem Balkan gesprochenen Sprachen bietet Christian Voss aus slawistischem Blickwinkel: „Ein linguistischer Hierarchisierungsversuch des europäischen Ostens: Sprachminderheiten im ehemaligen Habsburger, Preussischen und Osmanischen Reich“ (S. 686–698). Im ersten Kapitel, „Der Balkan – Osteuropa *par excellence*“, wird nach Ansicht des Verf. das Wort Balkan „heute als Metapher für gewaltsame staatliche Fragmentierung verwendet und stigmatisiert so die gesamte Region“. Verf. gibt dann einen Überblick über die (pejorativen) Identitätszuschreibungen des „Balkans“ in der neuesten Literatur (altbekannt, sprichwörtlich aus dem Wiener Jargon ist der „Schlawiner“): Abwertungen, Beschimpfungen wie Krawonien, Vulgarien oder Herzoslowakien, die in der Reiseliteratur, durch „schöngeistige und Trivilliteratur“ oder „balkanisches Lokalkolorit in einer skurrilen Mischung aus Philhellenismus, romantischem Exotismus und Gruselromanen und schnulzige Königsromanzen“ ihre Verbreitung gefunden hätten. Darunter sei Graf Dracula „die bekannteste weltliterarische Handelsmarke“. Zur Ehrenrettung der Rumänen: war es nicht ein Bram Stoker-kundiges ausländisches Publikum, das *Dracula* auf dem Borgo-Pass, in den Ostarpaten, suchte? Warum sollte man dann ihm zu Ehren nicht eine literarisch und touristisch verwertbare Gedenkstätte einrichten? Verf. erinnert weiter an die den Jugoslawienkrieg der 1990er Jahre begleitenden „Heterostereotypen über den Balkan (...): atavistische, irrationale Gewalt und Brutalität ethnischer Hass und Kleinstaaterei“ (S. 686). Welchen Einfluss solche Stereotypen haben können, exemplifiziert Verf. (S. 686) an dem Buch „Balkan Ghosts“ von R. D. KAPLAN (dt. 1993), das Bill und Hillary Clinton geholfen habe, die Balkan-

kriege „zu verstehen“: die Balkanvölker hätten sich schon immer die Köpfe eingeschlagen, wieso sollte sich der Westen hier einmischen? So laut Voss die „Handlungsanweisung“ dieses Buches, die „offensichtlich jahrelang befolgt worden sei“ – eine beunruhigende Perspektive für eine zukünftige Anleitung zum politischen Handeln nach dem Modell von Dracula-Bildern.

Verf. hinterfragt aus der Sicht der „Ost- bzw. Südosteuropawissenschaften“, wieweit der europäische Osten bzw. Südosten „ein strukturgeschichtlich fassbarer Erfahrungs- und Kulturraum ist, oder ob diese Andersheit von den Westeuropäern erst [durch ein von den geläufigen Stereotypen geprägtes dekonstruktivistisches Paradigma?] projiziert wird“ (S. 687). Für den Verf. scheint sich aber eine „Rückkehr zur prädiskursiven Realität“ abzuzeichnen – etwa die Linie einer politischen Vernunft? Verf.: „Wir schließen uns der Diskussion [über die Rückkehr der politischen Realität, der Vernunft?] aus der linguistischen Perspektive an“ (S. 687). Verf. kommt zunächst im Kapitel „Ethnische Minderheiten in Osteuropa“ (S. 687–698) auf deren Nachkriegsgeschichte zu sprechen, wobei nach 1945, wenn von Slawen die Rede gewesen sei, man vom Kommunismus entsprechend dem sowjetischen Gesellschaftsmodell geredet habe – sog. „geistige Landkarten“ (*mental maps*) als Folge der Aufteilung Europas durch Stalin und Churchill (S. 687). Die Zeiten haben sich bekanntlich geändert: laut Verf. liegen heute (in Anlehnung an Karl Schlögel, 2003; vgl. Voss, S. 697/8) Dublin oder Lissabon „in kulturgeschichtlicher Perspektive stärker an der europäischen Peripherie (...) als Riga, Lemberg oder Dubrovnik. Die geistige Landkarte des Kalten Krieges, auf der Europa am Berliner S-Bahnhof Friedrichstraße endete, ist längst obsolet“ (S. 687). So sei „Ex-Europa“ heute dabei, in einem *spatial turn* seine Grenzen neu zu ziehen und „alte Kulturräume wieder zu beleben“ (S. 687). Am Beispiel von Osteuropa zeige sich bei der Definition von „Minderheit“ und „Minderheitensprache“ laut Verf. in „Laborqualität, wie Gruppen zu Minderheiten gemacht werden“ (S. 687) – keine besonders schmeichelhafte Einschätzung der Politik- oder Sozialforschung, gar der Linguistik. Voss verfolgt diese (von der Politik gesteuerte bzw. zu verantwortende) Entwicklung nach der „Sprengung des ‚Völkerkerkers‘“ im sprachlich-kulturell durch das Deutsche dominierten Habsburgerreich, in dem noch um 1900 die Slawen fast 50 % der Bevölkerung ausmachten – eine „Minderheit“? Die Zerschlagung des Imperiums in Nationalstaaten wie Polen, Rumänien, Tschechoslowakei, Jugoslawien habe die Frage der Minderheiten nicht lösen können, die hier weiterhin einen Anteil von 20–40 % aufweisen würden (Voss, S. 688).

Wo liegt nun der Bezug zum Sprachlichen, zur Soziolinguistik? Voss fragt aus slawistischer Perspektive nach den „Spezifika der slawischen Sprachenwelt im europäischen Vergleichsrahmen, weshalb das Fach Slawistik nicht in der Lage sei, „die Instrumentalisierung von Sprache und Kultur im neuen osteuropäischen Ethnofundamentalismus methodisch in den Begriff zu bekommen und adäquat zu beschreiben“ (S. 688). Auch andere Philologien könnten ihre eigenen Positionen vor diesem Raster hinterfragen, wie beispielsweise die Romanistik: geht sie nicht auch nach dem von Voss ironisierten „Sammlerprinzip von Kleinsprachen“ vor, die „heute wie Trophäen behandelt“ würden? Zur Verteidigung der Romanistik wird man die in der Fachliteratur geleistete sprachliche Bestandsaufnahme gerade für Südosteuropa nicht als reinen „Sammlerfleiß“ abtun wollen, wie etwa der Beitrag von Corinna LESCHBER „Die Rudari in Serbien: Feldforschung zu Sprachgebrauch, Spezifika, Sprachmischung,

Archaismen“ (S. 338–351) in der Berücksichtigung sozio- und ethnolinguistischer Komponenten bei der Definition und Selbstfindung einer ‚Minderheit‘ (hier die ethnischen Roma aus Rumänien) belegt. Solche ‚kleinen‘ Ethnien im untersuchten Raum, wie beispielsweise die Minderheit/Ethnie der Aromunen in Albanien, Mazedonien, Griechenland, wurden zuletzt in einem Sammelband „The Romance Balkans“ (Belgrad, 2008, also im selben Jahr wie vorliegender Bd. erschienen) gerade auch in ihrem slawisch-romanischen Kontext behandelt. Voss’ Kritik hat mit Blick auf die von der traditionellen Sprachforschung bevorzugte grammatikalische Deskription des Sprachmaterials ihre Berechtigung, dürfte heute aber hinfällig sein. Damit ist aber nicht schon das Problem der Definition von „Minderheit“ gelöst, wie die gezielten mündlichen Nachfragen der Exploratoren nach der ethnisch-sprachlichen Selbstbestimmung jener Gruppen zeigen (vgl. den o.g. Bd. aus 2008). Ihre Selbstbestimmung definiert sich keineswegs nur nach erprobten Mustern soziolinguistischer Methodik, sondern beruft sich gerade meist auf die überlieferten Mythen, die als altehrwürdige Wahrheiten über dem geschichtsträchtigen Raunen innerhalb der eigenen Gruppe wabern.

Bleiben wir noch beim Slawischen. Laut Voss (S. 690) ist „der Hinweis, dass außer den Russen alle Slawen in Vielvölkerstaaten eingebunden waren, (...) zu unspezifisch“. Verf. liefert daher einen Rückblick (S. 690–696) auf die „unterschiedlichen politischen Kontexte, in denen die Slawen im 19. Jahrhundert in die ethnonationalen Bewegungen eingebunden waren“; zunächst lebten sie im Habsburgerreich (S. 690–694) mit dem größten Anteil an (süd)slawischen Minderheiten, z.B. die Burgenlandkroaten; ab dem 16. Jhdt. sind sie in das ehemalige Westungarn eingewandert [vgl. ungar. *Kismarton* ‚Klein-Martin‘, heute österr. *Eisenstadt*] oder die Windischen bzw. Slowenen, die seit 1921 nach einer Volksabstimmung „loyale Habsburger Untertanen“ (S. 691) vor allem im Jörg-Haider-Land Kärnten durch den unsinnigen „Ortsstafelsturm“ wieder in das Licht kleinkariierter, dumpfer Ausgrenzungspolitik gerieten (laut „Der Standard“, Wien, vom 14. Juli 2010, S. 6, hat Kärnten inzwischen „drei korrekte zweisprachige Ortstafeln“ nach Urteil des Verfassungsgerichtshofs aufgestellt, z.B. *Ebersdorf/Drveša vas*). Eine weitere von Voss aufgelistete slawische Minderheit im Nordosten des ehemaligen Habsburgerreiches, die sog. „Russinen“, ist eine auch den Rumänisten unter dem Ethnonym „Ruthenen“ bekannte Gruppe (aus den ukrainischen Transkarpaten) mit ihrem (sprachlichen) Einfluss auf das moldauische Rumänisch. Für Voss bietet diese Gruppe „das kurioseste Beispiel für Kleinsprachenplanung und zugleich für Ethnogeneseprozesse ...“, was Voss (S. 692) mit seinem Hinweis auf die „äußerst spannende Identitätspolitik“ dieser Russinen präzisiert: ihnen bedeute die unierte Kirche (griechisch-katholischer Konfession) der „zentrale Pfeiler“ ihrer Identität, weshalb sie nach 1945 in der Sowjetunion verfolgt worden seien und „die russinische Bewegung heute (in der Ostslowakei, in den ukrainischen Transkarpaten, Polen) vom antikommunistischen Diskurs der Viktimisierung“ (S. 692) lebe: „Je stärker die Russinen der staatlichen Ukrainisierungspolitik ausgesetzt waren, desto stärker orientieren sie sich heute in die russische Gegenakkulturation“: sie würden den Streit zwischen Polen und der Ukraine um Galizien zum Rückzug in „eine politisch neutrale Lokalidentität“ benutzen; Verf. zeichnet die „Sprachplanung und das ethnische Engineering“ der Russinen nach, mit Verweis auf Unterstützung der Bewegung von außerhalb, aus Kanada, beispielsweise unter Be-

rufung auf den aus den Karpaten stammenden Andy Warhol: „Die Portraits der Tomatensuppenbüchsen werden so zum genuin russinischen Beitrag zur Weltkultur stilisiert“ (S. 693). Warum aber sollte nicht jede – kleine oder große Ethnie – auf dies oder jenes Symbol oder Logo zur Selbstdarstellung abheben dürfen?

Dieser Sammelband überschreitet – wie der Titel suggeriert – in der Tat nicht nur politische und kulturhistorische Grenzen, sondern auch die Methoden altehrwürdiger Einzeldisziplinen der sog. Humanwissenschaften, vor allem der klassischen Philologien. Die hier thematisch weitgefassten Beiträge aus dem Bereich der Slawistik, Balkanologie, Romanistik oder auch der Hungarologie dürfen als Belege für den Verzicht auf den Einsatz überlieferter Methoden gesehen werden. Dies gilt vor allem für die traditionell gepflegte „historisch-vergleichende“ Beschreibung der indogermanischen Sprachen. Die anvisierte „Grenzüberschreitung“ zielt, wie die zahlreichen Beiträge zeigen, in unterschiedlicher Form und Intensität unter Einbeziehung beispielsweise von Philologie, Soziolinguistik, Politik-Geschichte oder der Volkskunde, auf eine Gesamtschau der unterschiedlichen Faktoren, die einen Einblick in das politisch-kulturelle Selbstverständnis einer Nation oder auch der verschiedenen ethnischen Minderheiten innerhalb eines größeren, politisch-kulturell dominanten Staatsverbandes erlauben würden. Eine ethnische Selbstfindung beruht – wie hier aus unterschiedlichen Blickwinkeln beschrieben wurde – auf einem Zusammenspiel recht unterschiedlicher Faktoren, von denen neben der sprachlichen Identifikation gerade auch das religiöse Bekenntnis als eine der wesentlichen Konstanten berücksichtigt werden muss.

Bleiben zwei Fragen, erstens: Wieweit können die Vertreter der Einzeldisziplinen, beispielsweise die Philologen, die Ergebnisse anderer Disziplinen in eine übergreifende Schau zum Verständnis für die Herausbildung jener ethnischen Identitäten einbringen? Zweitens: Wieweit kann eine quasi enzyklopädische Sammlung wie der vorliegende Sammelband jüngeren Forschern eine berufliche Perspektive für eine weitere Beschäftigung ‚in Sachen Südosteuropa‘ aufzeigen? Auf jeden Fall lohnt sich, gerade auf Grundlage dieses Sammelbandes, die weitere Diskussion um dieses heute wieder uneingeschränkt zugängliche Südosteuropa.

Rostock

RUDOLF WINDISCH